

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 87 (1961)
Heft: 32

Rubrik: Der Rorschacher Trichter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Rorschacher Trichter

215

Die Glosse:

Das Attentat

Es kommt höchst selten vor, daß ich mit etwas, das im Nebelspalter zu lesen steht, nicht einverstanden bin.

Immerhin: es kommt vor. Und wenn es passiert, dann pflege ich dreimal trocken zu schlucken, an die frische Luft zu gehen und die Sache zu vergessen.

Auf jeden Fall aber behalte ich mein Mißfallen für mich. Höchstens, daß ich es gelegentlich dem Textredaktor mitteile oder – in besonders gravierenden Fällen – dem Verleger. Der ist ein alter und weiser Mann und es gelingt ihm immer wieder mich zu besänftigen, indem er darauf hinweist, daß es außer mir auch noch zwei-drei andere Menschen auf der Welt gibt und daß eben diese Menschen vielleicht auch zwei-drei andere Ansichten als ich haben könnten.

Der Verleger hat noch nie gesagt, daß er auch nicht immer meiner Meinung sei. Dazu ist er zu höflich. Aber ich merke es trotzdem und ich bin dann ein bißchen beschämt, weil er der Tolerantere von uns beiden ist.

Trotzdem: vor einer Woche stand etwas im Nebelspalter, das meiner Ansicht so sehr zuwiderlief, daß ich es ausnahmsweise einmal auf breiterer Basis diskutieren möchte. Auf breiterer Basis heißt für mich: im Nebelspalter.

Vorausgesetzt, daß mir der Verleger das erlaubt. Aber ich bin fast sicher, daß er's tut. Er hat nämlich etwas für die Freiheit übrig. Auch für die geistige. Und ich habe noch nie erlebt, daß er versuchte, seine Mitarbeiter in Uniformen zu stecken.

Es handelt sich um den Artikel «Schweizer, wohin des Wegs». Er erschien in der Nummer 31 des Nebelspalters auf Seite 6. Und er schloß mit den Worten:

«Wohin des Wegs? Es wundert mich sehr, welche Reaktion und Antwort Kurt Guggenheims Mahnwort finden wird.»

Das Mahnwort, das Kurt Guggenheim, der bekannte Zürcher Schriftsteller aussprach, fiel im Verlaufe eines Vortrages, der sich unter anderem den «Attentaten der Kunst auf das schweizerische Kulturbewußtsein im literarischen Bereich» widmete.

Da heißt es beispielsweise:

«Mit der Verbreitung des Ressentiments gegen unsere Gesellschaft haben auch schweizerische Dramatiker Lorbeeren geholt. Auch sie sind Verletzte, die durch ihre Sarkasmen über die Schweiz den Schmerz und das Ressentiment zu überwinden suchen. Aber Versöhnung ist das noch nicht. Und ein Teil des Publikums trägt mit seinem Beifall dazu bei, daß es nicht dazu kommt. Neben der Dummheit ist es oft die Feigheit, die daran hindert, gegen den Strom der literarischen Moden zu schwimmen.» An diesen paar Sätzen stören mich verschiedene Dinge.

Zunächst einmal finde ich es schade, daß Kurt Guggenheim keine Namen nennt. Mag sein, er scheut sich, Kollegen namentlich anzuprangern. Aber wenn er sich schon nicht scheut, sie überhaupt anzuprangern, dann hätte er auch noch diesen letzten Schritt tun können. Es wäre zumindest denjenigen gegenüber, die er nicht meint, freundlicher und anständiger. Davon abgesehen, ist es klar, wen er meint, denn die Dramatiker, die sich in letzter Zeit hierzulande Lorbeeren geholt haben, sind nun einmal Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt. Was mich weiterhin schade dünkt, ist die Tatsache, daß Kurt Guggenheim keine Beispiele von Sarkasmen über die Schweiz anführte. Ich glaube die Werke von Frisch und Dürrenmatt ziemlich gut zu kennen und ich weiß daher, daß eben diese Sarkasmen an einem sehr kleinen Platz sind. Dürrenmatt hat sich ein paar spöttische Bemerkungen über die Schweiz erlaubt, aber ihnen stehen hunderte von witzigen Aphorismen über andere Länder – Deutsch-

land vor allem, Rußland, Amerika – gegenüber. Und Frisch hat – außer in «Stiller» – meines Wissens überhaupt keinen Zynismus gegen die Schweiz von sich gegeben. Und «Stiller» ist kein dramatisches Werk, sondern ein Roman.

Was mich aber wirklich ärgert, ist der Angriff, den Kurt Guggenheim gegen das Publikum von Frisch und Dürrenmatt landet. Ich weiß nicht, ob die beiden wirklich nur eine literarische Mode sind. Ich weiß aber, daß sie es beide ihrem Publikum nicht eben leicht machen und daß es eine ziemliche Intelligenz und auch nicht wenig Mut braucht, um in ihrem Strom zu schwimmen. Ich gebe fairerweise zu, daß manche Leute sich nichts aus ihnen machen und daß andere sogar mutig und mit Intelligenz gegen ihren Strom zu schwimmen versuchen. Aber davon, daß man nur aus Feigheit oder Dummheit mit ihnen schwimmt, kann ganz einfach nicht die Rede sein.

Und noch etwas stört mich sehr, nämlich, daß Kurt Guggenheim von «Ressentiments gegen unsere Gesellschaft» spricht. Das stimmt nun ganz einfach nicht. Ich kenne sowohl Frisch als auch Dürrenmatt ziemlich gut. Weder der eine noch der andere hat Ressentiments gegen unsere Gesellschaft. Beide haben aber Ressentiments gegen gewisse Institutionen, Erscheinungsformen und Lebensäußerungen dieser Gesellschaft. Das finde ich in Ordnung. Fände ich es nicht in Ordnung, dann müßte ich von der Voraussetzung ausgehen, daß unsere Gesellschaft hundertprozentig in Ordnung sei, vollständig intakt, absolut fehlerlos und ausnahmslos ohne Makel. In diesem Falle könnte ich mich jetzt sofort von Verwandten und Bekannten verabschieden, denn es gibt Leute, die schon wegen geringfügigerer Zwangsvorstellungen interniert wurden.

Kurt Guggenheim fuhr in seinen Folgerungen aber noch weiter: Er sagte:

«Für manche mag diese nihilistische Dramatik andererseits eine Berechtigung haben angesichts einer Wirklichkeit, die ihnen korrupt und verlogen erscheint.»

In diesem Satze stört mich der Ausdruck «nihilistische Dramatik» außerordentlich. Das hat so einen Beigeschmack von «zersetzend» und «entartet». Und diese Worte kennen wir doch noch, oder? Die haben wir doch noch irgendwie im Ohr. Wann war das denn gleich und wo? Es hat damals ein ziemlich großes Feuer gegeben und in dem Feuer verbrannten viele Bücher und ein kleiner, hinkender Teufel stand grinsend daneben?

Nein, ich mag den Ausdruck «nihilistische Dramatik» ganz und gar nicht!

Weiter:

«Die meisten aber scheinen das Ganze nicht ernst zu nehmen. Es ist und bleibt für sie Theater; ihr Beifall ist zugleich Ausdruck der

überlegenen Verachtung gegenüber dem Literarischen als einem unverbindlichen Unsinn.»

Das ist nicht fair. Man kann Frisch und Dürrenmatt nicht vorwerfen, daß ihre Stücke auch von Hohlköpfen und Bananen besucht werden. Und tut man's, dann klingt das so, als wolle man den beiden unter-schieben, ihre Stücke übten auf Idioten und Kulturhyänen eine besondere Anziehungskraft aus.

Und wieder weiter:

«Diese ungeistige Einstellung wird ohne Zweifel durch die in der Kleinheit unserer Verhältnisse begründete Tendenz mancher Dichter gefördert, ein internationales Publikum zu erreichen.»

Hier fängt's an gefährlich zu werden, denn hier wird der Anschein erweckt, als sei das schweizerische Publikum Frisch und Dürrenmatt weder qualitativ noch quantitativ gut genug. Das stimmt aber nicht. Weder Frisch noch Dürrenmatt suchten ein internationales Publikum. Sie suchten jedoch auch kein nationales. Sie suchten nur überhaupt ein Publikum. Und das haben sie auf nationaler und internationaler Ebene gefunden und zwar kraft einer Sache, die weder international noch national ist – kraft ihrer künstlerischen Begabung. Kommt etwas dazu: sowohl Frisch als auch Dürrenmatt hatte zuerst einen lokalen Erfolg. Sowohl «Nun singen sie wieder» als auch «Es steht geschrieben» wurde zuerst im Schauspielhaus von Zürich aufgeführt. Frisch kam rascher ins Ausland, aber Dürrenmatt mußte sich einige Jahre lang herumquälen, bis er so weit war. Sein zweites Stück, «Der Blinde», wurde in Basel uraufgeführt, sein drittes, «Romulus», ebenfalls. Und gerade dieser «Romulus» war – meines Wissens – Dürrenmatts erstes Werk, das im Ausland gezeigt wurde. Und zwar vom Basler Stadttheater in Stuttgart, wo es öffentliches Aergeris und keineswegs Wohlgefallen erregte.

Nein, so einfach ist das nicht. Und so klein, wie Kurt Guggenheim annimmt, sind die beiden Dramatiker auch nicht. Er glaubt nämlich folgendes:

«Der an sich verständliche Drang zur Weltgeltung und die damit verbundene Anpassung an ein internationales Publikum verstärken die Entfremdung gegenüber der Heimat.»

Hier wird den beiden nun unumwunden vorgeworfen, sie schielten beim Abfassen ihrer Stücke bereits mit einem Auge über die Grenzen. Das ist unschön. Und, Verzeihung, dumm. Denn es läßt außer acht, daß es so etwas wie ein «internationales Publikum» gar nicht gibt. Es gibt schlimmstenfalls – verschiedene nationale Publikümer, also etwa eines in Zürich, eines in München, eines in Prag und eines in London. Möglich, daß das Publikum in Zürich mehr Freude an der «Kleinen Niederdorfoper» hat als dasjenige von München, doch daraus zu schließen, daß die Münch-

ner schweizerfeindlich sind, wäre doch wohl purer Unsinn, oder? Ähnlich stumpfsinnig wäre es aber, anzunehmen, daß «Der Besuch der alten Dame» unschweizerisch ist, weil es die Theaterbesucher in München schätzen, nicht wahr?

Und noch etwas: wie kann Kurt Guggenheim von einer «Entfremdung» gegenüber der Heimat sprechen? Sind Frisch und Dürrenmatt keine guten Schweizer? – Ich weiß, daß sie es beide sind. Sie verleugnen es nie. Sie könnten es auch gar nicht. Wer sie einmal ihre Werke vorlesen hörte, weiß, was ich meine. Und wer jemals die bewußten Helvetismen bei Dürrenmatt bewußt aufnahm, weiß es erst recht.

Worin besteht denn ihre Entfremdung? Doch wohl einzig und allein in der Wahl ihrer Stoffe. Also wirft man Frisch vor, daß er bisher noch keine Zürcher Novellen und Dürrenmatt, daß er keine Geschichten aus der Nappi-Zeit geschrieben hat. Ja, du liebe Zeit, sind denn die Eheprobleme des Max Frisch nicht auch schweizerische Probleme? Und ist denn die Suche nach der Gerechtigkeit, auf der Dürrenmatt begriffen ist, nicht auch eine schweizerische Suche?

Ich gerate in die Gefahr, ungerecht zu werden. Also lasse ich Kurt Guggenheim weitersprechen:

«Die Folgen für das schweizerische Kulturbewußtsein geben zu ernster Sorge Anlaß. Im Hinblick auf eine autonome Kultur und Literatur sind einmalige Meisterwerke im Grunde weniger wichtig als eine große Zahl weniger genialer Zeugnisse über alle Gebiete und aus allen Schichten des Volkes.»

Das glaube ich nicht. Ich meine, ich glaube ganz einfach nicht, daß jemand das ernst nehmen kann. Gibt es wirklich einen an Kultur interessierten Schweizer, dessen Kulturbewußtsein durch die Tatsache, daß die Schweiz die beiden größten Dramatiker deutscher Zunge besitzt, beeinträchtigt wird? Wird es nicht vielmehr gehoben? Ist er nicht vielmehr stolz auf den Umstand, daß uns im einen wie dem anderen eventuell einmal ein Nobelpreisträger heranreift? Bedürfen wir, gerade zur Hebung unseres Kulturbewußtseins, nicht auch die Anerkennung von außen?

Und dann: welche Werke haben denn das Kulturbewußtsein, das wir haben, etabliert? Die vielen kleinen aus allen Gebieten und Schichten des Volkes oder diejenigen von Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller?

Nein, ich tue die vielen weniger bekannten Autoren nicht als «mittelmäßige Heimatschriftsteller» ab. Sie sind notwendig und gut und wichtig. Aber sie alleine genügen nicht. Die Literatur eines Volkes kann erst dann ein Kulturbewußtsein bilden, wenn sie auch Ueberdurchschnittliches hervorbringt.

Noch einmal Kurt Guggenheim: «Jede Gesellschaft will sich selbst darstellen. Ein Mittel dazu ist die Kunst. Seit Huggerberger hat es

aber keinen namhaften Bauernsdichter mehr gegeben. Der Roman des schweizerischen Unternehmers, des Hoteliers, des Parlamentariers ist noch nicht geschrieben. Nicht mehr das Land und das Volk, sondern das Ich ist Gegenstand des Romans.»

Ich hätte versöhnlich enden können. Ich hätte sagen können, daß Kurt Guggenheim aus einer echten und ehrenwerten Besorgnis heraus zu seinen Folgerungen gekommen ist. Ich hätte sagen können, daß er mit seiner Forderung nach Selbstdarstellung der schweizerischen Gesellschaft eine heilsame und notwendige Forderung erhebt. Aber dazu hätte er toleranter sein müssen. Er hätte sagen müssen, daß die eine Kategorie von Schriftstellern eine andere Kategorie nicht ausschließt. Er hätte sagen müssen, daß Dichter Möglichkeiten haben und nicht nur eine Möglichkeit, nämlich diejenige der Beschreibung von Land und Leuten. Ich will nicht das böse Wort von der Blut- und Boden-Literatur aufbringen, denn Kurt Guggenheim hat durch seine Werke bewiesen, daß er anderes und Besseres vorzutragen hat, als diesen Vortrag. Aber ich verzeihe ihm nicht, daß er einem Dichter verbieten will, sein Ich zum Gegenstand eines Romanes zu machen. Damit erledigt er nicht nur den Dichter, damit erledigt er die Literatur überhaupt. Damit schreibt er die Geschichte der Dichtkunst neu und in dieser Neufassung haben Dostojewski, Marcel Proust und Thomas Mann keinen Platz mehr. Den nehmen Rosegger und Ernst Zahn ein.



DAS ECHO

Wer schreibt, dem wird geschrieben ... Und ich muß sagen: mitunter geschieht ihm das auch ganz recht!

So habe ich mir denn also neulich einen Brief aus eigenem Verschulden sowie aus Sulgen zugezogen. Geschrieben wurde er von Herrn Max P. und er begann etwas rätselhaft so:

«Ich klage Sie eines Deliktes an, das zwar in der Zeit der Hochkonjunktur viel von seinem Gewicht verloren, unter gewissen Menschen aber dennoch eine gewisse Bedeutung beibehalten hat – der Verschwendung nämlich!»

An dieser Stelle ging ich sofort zur Gewissensforschung über. Mit schar-

fem Gedächtnis stocherte ich in meinem Privatleben der vergangenen Wochen herum, grübelte nach, ob ich einen Cadillac angeschafft, eine Zwölzimmerwohnung in Portofino oder einen Vorrat an Kaviar und Gänseleber angelegt habe. Ich fand nichts dergleichen.

Also las ich weiter:

«Ihre Verschwendung läßt sich in drei Teile gliedern: A) Zeit, B) Kraft, C) Großbuchstaben.»

Hier begann rabenschwarzer Verdacht in meiner Seele aufzutauchen: Herr P., dachte ich, ist ganz einfach ein Kleinschreibungsfanatiker. Er will mich bekehren. Ich soll in Zukunft darauf verzichten, Hauptwörter als Hauptwörter zu behandeln und sie zu Hauptwörtern degradieren.

Bevor ich den Verdacht ganz zu Ende gedacht hatte, fiel mir indessen auf, daß auch Herr P. ganz brav und ordentlich Hauptwörter groß schrieb, worauf ich meine hoffnungsvolle Karriere als orthographischer Privatdetektiv sofort wieder aufgab.

Und weiterlas:

«Sie benützen, wie ich vermute, zur Abfassung Ihrer Trichter eine Schreibmaschine.»

Dazu kann ich nur sagen: ich besitze eine solche. Und zwar aus Gründen überströmender Menschenfreundlichkeit. Die wenigen Setzer, die bis dato handschriftliche Manuskripte von mir druckten, sind ausnahmslos teininvalid, abgesehen von einem, der jetzt Apotheker ist, weil er behauptete, wer meine Schrift entziffern könne, sei selbst fähig, Rezepte von Medizinmännern aus Zulu-Land zu entziffern.

Wieso aber ist Herr P. an meiner Schreibmaschine interessiert?

Deshalb: «Es dürfte Ihnen nicht ganz unbekannt sein, daß Sie, wenn Sie einen Großbuchstaben schreiben wollen, irgend ein Umschaltmanöver an Ihrem Geistesklavier vorzunehmen haben, und Sie wissen ebenso gut, daß eben dieses Manöver jedesmal einen zusätzlichen Zeit- und Kraftverlust bedeutet. Machen wir uns die Rechnung einfach und nehmen wir an, daß Sie jedesmal, anstatt Ihre Kraft zum Umschalten zu verschwenden, einen neuen Gedanken einfangen und zu Papier bringen könnten, dann muß hier festgehalten werden, daß Sie uns im Trichter Nr. 211 um nicht weniger als 59 solcher zusätzlicher Gedanken gebracht haben. – Das ist natürlich unverzeihlich.»

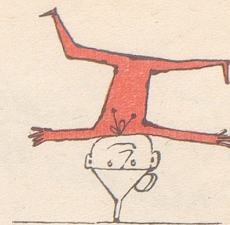
Finde ich auch. Beziehungsweise: fände ich. Vorausgesetzt daß die Rechnung stimmte. Sie stimmt aber nicht. Abgesehen davon, daß Gedanken keine Frage der Zeit, sondern eine des Glückes sind, könnte ich es mir niemals leisten, gleich 59 davon in einem einzigen Artikel unterzubringen. Ich bin schon mehr als froh, wenn ich pro Beitrag einen einzigen absondern kann.

Nun, mit seiner Rechnung hat Herr P. wenig Glück. Aber mit seinem grundsätzlichen Vorwurf hat er den Nagel auf den Kopf getroffen.

Der Vorwurf geht so:

«Da schreiben Sie zum Beispiel: Süd-Italien, Kunst-Reise, Alp-Hütte, Regen-Mantel, Bade-Tuch, Ton-Film, Buch-Handlungen, Mittel-Meer, Fall-Schirm, Löwen-Zahn, Fremd-Wort, Land-Pfarrer, Dach-Garten undsoweiter undsofort! Wie gesagt: 59mal!»

Natürlich freut es mich, daß meine Artikel bereits statistisch erfaßt werden. So etwas passiert üblicherweise nur großen Dichtern nach ihrem Tod, weil ja die germanistischen Seminaristen etwas zu tun haben müssen und weil



wirklich zündende Dissertations-Themata, pardon, Dissertationsthemata, allmählich rar werden.

Was mich weniger freut ist die Tatsache, daß mich Herr P. bei einer üblen Angewohnheit erwischte hat. Ich habe wirklich eine gewisse Manie, zusammengesetzte Hauptwörter in ihre einzelnen Bestandteile zu zerlegen und ich weiß auch, daß der gute Herr Duden, der neulich ein Jubiläum feierte, keine große Freude an mir hätte. Was mich aber aufrichtig ärgert, ist folgendes:

«Sagen Sie nun aber nicht: Ach, was will der nur, so schreibe ich nun einmal. Wofür folgende Beispiele, ebenfalls im 211. Trichter zu finden, dienen mögen: Zeitpunkt, Mittelmeer, Kahnfahrt, Triefaugen, Badewanne, Stummfilm, Uebermut, Regenbogen und was dergleichen Dinge mehr sind.»

Sehen Sie, an dieser Stelle habe ich den nächsten Spiegel aufgesucht und mir vor demselben die Zunge herausgestreckt, nicht ohne mir dabei mit dem Zeigefinger unmißverständlich gegen die Schläfe zu tippen. Denn schlimmer als eine ungute Angewohnheit ist doch ganz bestimmt die Inkonssequenz. Wer schon originell sein möchte, soll es wenigstens durchgehend sein, Pausen schaden da nur.

Nun stehe ich also vor einer schwerwiegenden Entscheidung: soll ich von nun an konsequent bei meiner Hauptwörter-Trennung bleiben, folgerichtig bis zum bitteren Nebel-Spalter und zum erschreckenden Wollen-Berger, oder soll ich Herrn P. folgen?

Ich glaube, ich folge Herrn P., der mir übrigens ganz nebenbei und gegen Schluß seines Briefes klarmachte, daß ich vor längerer Zeit im Verlaufe eines Artikels über unsere südliche Sonnenstube (Sonnenstube) die Artikel «der» und «das» verwechselt habe. Er bestand darauf, daß der und das Tessin zweierlei Stiefel seien und warnte mich davor, in den Tessin zu fahren, bevor ich meine gesammelten Schwimmkünste überprüft habe. Weil ich heute in so milder Stimmung bin, verspreche ich Herrn P. auch noch gleich, fortan den Fluß und den Kanton Tessin reinlich voneinander zu trennen. Wer weiß, wenn ich von nun an konsequent «das Tessin» schreibe, dann entschließen sich vielleicht sogar die Tessiner dazu, nicht mehr länger von «il Ticino», sondern von «lo Ticino» zu sprechen.



Der Küchenchef vom Metropol trinkt viel, doch keinen Alkohol. Bei FREMO-Saft und klarem Kopf stimmt immer auch das Salz im Topf.



In der ganzen Schweiz erhältlich

Apfelsaft ist fabelhaft!

Bezugsquellennachfrage an: Freiamter Mosterei Muri/Aarg.